



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Aus König Wilhelms ersten Jahren : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus König Wilhelms ersten Jahren

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Schon war damals der Grund zum „Konflikt“ gelegt; er steigerte sich im Winter 1861/62. Daß Hohenlohe hier unbedingt auf der Seite des Königs stand und die Motive der Opposition zu niedrig taxierte, lag in seiner dienstlichen Stellung wie in der Sache selbst. Es war wirklich ein Kampf zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus um die höchste Macht im Staate; mit vollem Recht hat einmal der König dabei an Karl den Ersten von England gedacht (Bismarcks Gedanken und Erinnerungen I, 284 f.). Da aber das liberale Ministerium der „neuen Ära“ die Sache der Krone schlecht vertrat und von seinen eignen Parteigenossen im Landtage heftig befehdet wurde, so verlor der König allmählich alles Vertrauen zu ihm. Schon im Dezember 1859 hatte er den liberalen Kriegsminister von Bonin durch den hochkonservativen Albrecht von Roon ersetzt; im Oktober 1861 berief er an Stelle des Ministers Alexander von Schleinitz, des eigentlichen Vertrauensmannes der Königin Augusta, den ebenso hochkonservativen Grafen von Bernstorff zur Leitung der auswärtigen Politik. „Mit der ihm eignen Ruhe sagte er damals, er habe es über drei Jahre mit den liberalen Ministern versucht, und diese hätten gezeigt, daß sie es nicht könnten.“ Als der Justizminister von Bernuth das in der Kammer eingebrachte Ministerverantwortlichkeitsgesetz, das sie aus Vertrauensmännern des Königs zu Mandataren des Parlaments gemacht haben würde, dem König zur Annahme empfahl, wurde dieser, so erzählt Hohenlohe, „ernstlich zornig,“ legte dem Ministerrate seinen eignen Entwurf vor und erklärte dabei: „Hier haben Sie das Gesetz, wie ich es genehmige. Ein andres genehmige ich nie“ (S. 304). So entließ er fast alle liberalen Minister und berief am 17. März 1862 das Ministerium Hohenlohe, das eine überwiegend konservative Färbung trug. Das Abgeordnetenhaus war schon am 11. März aufgelöst worden, denn der liberale Finanzminister A. von der Heydt selbst hatte betont, daß die Regierung nach der Verfassung das Recht habe, auch wenn kein Budget rechtzeitig vereinbart würde, die einmal bewilligten Steuern

weiter zu erheben. Prinz Adolf von Hohenlohe aber, der damalige Präsident des Herrenhauses, der Vater des Flügeladjutanten, stand schon im sechsundsechzigsten Lebensjahre, fühlte sich den Geschäften, namentlich der schwierigen auswärtigen Politik, nicht gewachsen und übernahm deshalb sein Amt nur auf so lange, bis der König einen geeigneten Ministerpräsidenten gefunden haben würde. Als solchen schlug ihm Hohenlohe schon im April Bismarck vor. Da sah ihn der König groß an und antwortete: „Sie scherzen wohl?“ Hohenlohe aber stellte ihm die verschiedenen guten Eigenschaften Bismarcks vor. „Ach bewahre, sagte der König, der ist ja viel zu flatterhaft. Schlagen Sie mir einen andern vor.“ Als aber Hohenlohe drei Tage später wieder zum Vortrag kam, war der König zum Entschluß gekommen und sagte: „Ich sprach Ihnen neulich die Idee aus, Bismarck an Ihre Stelle zu setzen, da Sie doch nicht dauernd an derselben bleiben wollen.“ — „Sie haben ganz recht, daß die auswärtige Politik die Hauptsache ist. Nun ist Bismarck in Frankfurt, Wien und Petersburg orientiert. Ich denke, man schickt ihn noch nach Paris und London, damit er überall die einflußreichen Leute kennen lernt. So lange müssen Sie bei mir aushalten“ (S. 306). Der König dachte dabei offenbar an eine längere Zeit, aber er begann in seiner bedächtigen Weise mit der Ausführung seines Programms und ernannte Bismarck, der sich damals in Berlin aufhielt, am 22. Mai für Paris, Ende Juni schickte er ihn in besonderm Auftrage nach London. Doch wußte Bismarck schon vor der Abreise von Berlin, daß er Aussicht auf die Ministerpräsidentenschaft habe, wenn er auch in seiner unbehaglichen Lage zuweilen zweifelte, ob der König ihn überhaupt berufen werde (siehe Bismarckbriefe, herausgegeben von Horst Kohl, 7. Aufl., S. 330. 332. 334 f. 338; Bismarckregesten I, 176 ff.; Gedanken und Erinnerungen I, 250 ff.). Das wird völlig begreiflich, denn Hohenlohe erkrankte schon im Mai und reichte sein Entlassungsgesuch ein, der König aber erledigte dieses nicht, gab ihm nur Urlaub, zunächst bis zum 11. Juni, und übertrug dem Minister August von der Heydt, der gern Ministerpräsident geworden wäre, das Präsidium nur provisorisch, schon weil er ihm nicht zutraute, daß er dem Landtage gegenüber fest bleiben werde.

Inzwischen hatte die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen am 6. Mai einen vollständigen Sieg erröchten und setzte als Antwort auf die sehr ruhige Thronrede vom 19. Mai eine Adresse durch, die kurz und gut die Entlassung des Ministeriums verlangte, da dieses nicht das Vertrauen des Landes habe. Gegen den Rat des Ministeriums beschloß der König, diese Adresse persönlich entgegenzunehmen, obwohl er nicht mit ihr einverstanden war, was gegen den Brauch lief, und empfing am 7. Juni die Deputation des Abgeordnetenhauses unter Führung seines Präsidenten Wilhelm Grabow, des Oberbürgermeisters von Prenzlau, im Beisein von der Heydts und des diensttuenden Flügeladjutanten Hohenlohe. Als Grabow in ziemlicher Verwirrung die Adresse verlesen hatte, antwortete der König mit erhobener Stimme aus dem Stegreif, ohne vorherige Beratung mit den Ministern, er habe sie nur empfangen, um ihnen persönlich zu sagen, das Ministerium habe sein Vertrauen, es sei sein Recht, seine Minister zu wählen, und er werde sie nicht entlassen; seine Ab-

sichten habe er in der Thronrede deutlich ausgesprochen. Hinterher erst schrieb er mit Zuziehung von der Heydts und Hohenlohes auf, was er gesagt hatte, und ließ das noch nicht trockne Schriftstück Grabow als Antwort überreichen (S. 312 ff.). Das Ganze war also ein ganz persönlicher Akt des Monarchen, ein Verfahren, das unserm jetzigen Kaiser von gewisser Seite so oft in taktloser Weise zum Vorwurf gemacht wird, und zwar, wie jenes Beispiel zeigt, mit völlig ungerechtfertigter Berufung auf die Zeit Wilhelms des Ersten. Infolgedessen verschärfte sich der Konflikt, sodaß der König im Juli bei Bismarck anfragen ließ, wann er einzutreten gedenke; dieser aber hat am 15. Juli in einem Briefe an Roon, man möge mit seiner Berufung „noch einige Monat“ warten, bis die Kammer „müde“ und „mürbe“ geworden sei, und das Land sich langweile (Bismarckbriefe 347 ff.; Denkwürdigkeiten des Grafen von Roon II<sup>4</sup>, 182 ff.). Also konnte sich Roons Einfluß auf den König darauf beschränken, die Entscheidung über Bismarcks Berufung zu beschleunigen; prinzipiell hatte sich der König längst entschieden, und nicht nur Roon wußte das schon im Mai (Brief an Berthes vom 23. Mai 1862, s. Denkwürdigkeiten II<sup>4</sup>, 87), sondern man erwartete das um dieselbe Zeit auch in liberalen Kreisen (Aus dem Leben Th. von Bernhardis IV, 286. 294), freilich mit völlig grundlosen, ja geradezu abgeschmackten Befürchtungen (a. a. O. 306). Wie mißtrauisch dem „kommenden Manne“ damals auch hochkonservative Kreise noch gegenüberstanden, das zeigt nicht nur der wunderliche Verdacht, den damals der Fürst Wilhelm Radziwill auf Grund eines elenden Pariser Klatsches gegen Hohenlohe aussprach, Bismarck habe in Frankreich hochverräterische Reden über den König und die Königin geführt (S. 323 f.), sondern auch die „Aufzeichnungen“ des „Rundschauers“ Ludwig von Gerlach, der über Bismarck schrieb: „Möge Gott der Herr ihn vor sich selbst schützen; ich meine vor den Versuchungen seines Ehrgeizes und seiner Selbstsucht, und ihn beizeiten erkennen lassen, daß auch für Staatsmänner der kleine Katechismus gilt.“\*) Am 23. September trat der Beargwöhnte, Gehäßte, Gefürchtete trotz alledem ins Amt.

Lebendig schildert Hohenlohe den zunächst fast befremdenden Eindruck, den Bismarcks geistvolle aber auch herausfordernde und zuweilen burleske und gewagte Art auf ihn machte. Mit dem Vertrage vom 8. Februar 1863 zur Unterdrückung des in der Nacht vom 23./24. Januar scheinbar urplötzlich ausgebrochenen Aufstandes in Russisch-Polen schlug er allen liberalen Empfindungen gerade ins Gesicht, verdiente sich aber den Dank Rußlands, der ihm dann seine großen Erfolge erleichterte. Wie genau die preussische Regierung den Gang der Ereignisse im Nachbarlande verfolgte, beweist u. a., daß sie schon zu Anfang Februar den Hauptmann S. von Verdy du Vernois vom Generalstabe des vierten Armeekorps in Magdeburg, den spätern Kriegsminister, zur

\*) Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, 1793 bis 1877. Herausgegeben von Jakob von Gerlach. Zwei Bände. Schwerin, Fr. Bahn, 1903. Der historische Wert des Buches liegt darin, daß es tief in die ganz unpolitische, dem wirklichen Leben völlig abgewandte Gedankenwelt einer kleinen christlich-konservativen Gruppe einführt, die in dem abstrakten Gegensatz zwischen Christentum und „Revolution“ lebte und webte und den Veruf Preußens in dem Kampfe gegen diese „Revolution“ erkannte, für nationaldeutsche Aufgaben aber gar kein Auge hatte, weil sie überhaupt die weltliche Natur des Staats verkannte.

Beobachtung nach Warschau sandte, der dort bis November 1865 blieb und seine Erlebnisse jetzt anschaulich und lebendig geschildert hat. \*) Diese Politik fand freilich bei den Liberalen eine scharfe Kritik und trug nach Hohenlohes Version zu der bekannten Danziger Rede des Kronprinzen am 5. Juni 1863 bei. Denn als der Oberbürgermeister von Winter, der „Bismarck Danzigs,“ wie man ihn dort später nannte, ihn in dem herrlichen alten Rathause der stolzen Hansestadt begrüßte, motivierte er nach Hohenlohes Erzählung die mangelnde Wärme des Empfangs mit der Verstimmung der Gemüter „durch die letzten Maßregeln (nicht gegen die Presse, sondern) gegen die Polen,“ worauf der Kronprinz „ärgerlich,“ „ohne viel Gewicht auf seine Worte zu legen,“ herausplatzte: „Was gehn mich denn diese Maßregeln an? Ich habe dabei nicht mitzusprechen gehabt.“ Das weicht von der Darstellung Bismarcks in den „Gedanken und Erinnerungen“ (I, 316 f.) wesentlich ab, denn danach hatte sich der Kronprinz schon am 4. Juni schriftlich gegen seinen Vater gegen die Preßverordnung vom 1. Juni erklärt, und auf diese wurden nun seine Äußerungen in Danzig als eine Kritik der Regierung bezogen. Daß Bismarck bei dem erzürnten König vermittelnd gewirkt habe, bestätigt auch Hohenlohe. Wie großes Gewicht König Wilhelm persönlich den polnischen Dingen beilegte, zeigt u. a. ein von Hohenlohe erwähnter Brief an Kaiser Alexander den Zweiten, seinen Neffen, worin er diesem erklärte, wenn Rußland, wie eine einflußreiche Partei in Petersburg dem Kaiser in der Tat empfahl (Gedanken und Erinnerungen I, 308), Polen als ein selbständiges Königreich unter einem russischen Großfürsten (etwa dem damaligen Statthalter Konstantin) abzutrennen gedenke, so werde er es sofort besetzen und in Preußen einverleiben im Interesse der Ruhe seines eignen Staats (S. 329).

Sehr interessante Mitteilungen bringt Hohenlohe gegen das Ende des zweiten Bandes über die Sommerwochen von 1863 in Gastein und Baden, die für Deutschland eine so entscheidende Bedeutung gewannen. Wegen eines schmerzhaften Nierensteinleidens ging der König am 19. Juni 1863 zunächst nach Karlsbad, wohin ihm Bismarck am 23. folgte (vgl. seine Briefe bei H. Kohl Nr. 299 bis 301; Bismarckregesten I, 205), von dort zur Nachkur Mitte Juli nach Gastein. Bis Pilsen ging die Fahrt am 18. Juli zu Wagen, von da am 19., einem Sonntag, mit der Eisenbahn nach Regensburg, wo Bismarck, der von Karlsbad aus erst auf ein paar Tage nach Berlin zurückgekehrt war, über Dresden, Leipzig und Nürnberg reisend, wieder mit ihm zusammentraf. Am 20. wurde die Reise wieder mit Eisenbahn über Passau und Wels bis Salzburg fortgesetzt, dann dort „ein paar Tage“ Aufenthalt genommen. In der „Residenz“ gab es Diner und Soiree bei der Witwe Kaiser Franz des Ersten, die mit ihrem ganzen Hofe „einen antediluvianischen Eindruck“ machte; auch der alte taube König Ludwig von Bayern, ihr Bruder, war anwesend und machte sich besonders dadurch bemerklich, daß er jedem, der ihm vorgestellt wurde, etwas Unangenehmes sagte. Am Vormittage des 20. (21.) Juli

\*) Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen 1863 bis 1865. Persönliche Erinnerungen von J. von Werdy duvernois. Berlin, 1905, E. S. Mittler und Sohn.

wurde der Königssee beim herrlichsten Wetter besucht. Am 21. (22.) Juli\*) erreichte der König zu Wagen Gastein und nahm hier, wie auch später immer, im „Badeschloß“ unmittelbar über dem donnernden Wasserfall der Ache Wohnung. Trotz der äußern Ruhe, die in dem herrlichen Alpentale herrschte, und der strengen Beschränkung des Königs auf seine Kur brachten die Zeitverhältnisse doch mancherlei Aufregung. Die Spannung zwischen Preußen und Österreich hatte sich gesteigert, weil Österreich in der polnischen Sache eine der preußischen entgegengesetzte Politik verfolgte, indem es sich mit den Westmächten in St. Petersburg dreimal für die Polen verwandte. Es erregte dadurch den Zorn des Zaren in dem Grade, daß dieser den König Wilhelm eben in Gastein aufforderte, mit ihm zusammen den Krieg gegen Österreich zu eröffnen und damit auch die deutsche Frage im preußischen Sinne zu lösen (Gedanken und Erinnerungen I, 311). Der König lehnte das ab, aber der Versuch zu einer solchen Lösung im österreichisch-mittelstaatlichen Sinne trat ebenfalls in Gastein an ihn heran. Schon in Karlsbad vergeblich erwartet, traf Kaiser Franz Joseph ohne einen Minister erst am 2. August Nachmittag halb sechs Uhr zu einem Besuche seines Oheims in Gastein ein und stieg in seiner Villa ab. Am nächsten Morgen machten beide Herren ganz allein, und ohne daß der König vorher mit Bismarck hätte sprechen können, einen längern Spaziergang. Dabei sprach der Kaiser zuerst von seiner Absicht, einen Fürstentkongreß zur Beratung der deutschen Frage zu berufen. Der König, schon darüber verstimmt, daß der Kaiser mit keinem Worte die ihm selbst teure Erinnerung an den Geburtstag seines Vaters, Friedrich Wilhelms des Dritten, erwähnte, erwiderte, dem müßten doch Ministerkonferenzen vorangehn, da sonst der Fürstentkongreß leicht resultatlos verlaufen könne. Das schien auf den Kaiser einigen Eindruck zu machen; aber als er an demselben Abend halb neun Uhr abreiste, rief er dem König vor allem Volke zu: „Also auf Wiedersehen in Frankfurt!“ als ob das schon eine abgemachte Sache sei. Unmittelbar nachher überbrachte ein kaiserlicher Adjutant die amtliche Einladung nach Frankfurt. Sehr unangenehm berührt schrieb der König noch an demselben Abend seine ablehnende Antwort nieder und schickte diese mit einem persönlichen Schreiben und der amtlichen Ablehnung nach Wien. Obwohl nun der Inhalt dieser Schriftstücke auf telegraphischem Wege in Wien schon am Morgen des 4. August bekannt war, ergingen doch an demselben Tage die amtlichen Einladungen an alle Bundesregierungen. Darauf schrieb Franz Joseph nochmals am 7. August an den König, worauf von Gastein an den preußischen Gesandten von Werther am 13. August zwei Depeschen abgingen. Natürlich war auch nach andern Richtungen der Verkehr sehr lebhaft; am 12. August schrieb Bismarck von „Kurierangst in allen Richtungen,“ sodaß ihm die „Arbeit über Kopf“ wuchs (14. August). (In den Einzelheiten,

\*) Nach dem Bismarckbriefe Nr. 384. Aber mit diesem Datum läßt sich weder der Ausflug nach dem Königssee am 20. vereinigen, wenn der König erst am 20. Salzburg erreichte, noch die „paar Tage“ Aufenthalt in Salzburg. Da der 19. Juli als Tag der Ankunft in Regensburg feststeht, so ist wohl der 22. anzunehmen und für den Königssee („gestern“) der 21. Juli.

namentlich in den Zeitangaben irrt hier Hohenlohe mehrfach, was der Herausgeber in Anmerkungen berichtigt. Vgl. im übrigen außer den Bismarckbriefen Nr. 307 bis 311 noch Sybel, Gründung des Deutschen Reichs II, 526 f.)

Während sich nun Frankfurt zum Empfange des Kaisers (16. August) und der deutschen Fürsten rüstete, und der Kongreß wirklich am 17. August eröffnet wurde, reiste König Wilhelm am 15. August (nicht am 11. oder 12., wie Hohenlohe schreibt) nach Salzburg ab, wo ihn wieder der k. k. Statthalter des Kronlandes, Graf Eduard Taaffe, begrüßte. Am 16. August setzte er seine Reise nach München fort zum Besuche der Königin Maria, die zu seiner Begrüßung von Hohenschwangau nach Nymphenburg kam. Im Auftrage ihres schon in Frankfurt weilenden Gemahls, des Königs Max, versuchte sie den König Wilhelm zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen; ja am Abend des 17. August kam noch ein Telegramm ihres Gemahls an, sie möchte ihren Besuch noch um einen Tag aufhalten, denn er selbst wolle mit andern Fürsten nach München kommen, um ihn mit sich nach Frankfurt zu führen. Über diesen Plan wurde Wilhelm auch durch ein Telegramm eines ihm befreundeten Fürsten aus Frankfurt unterrichtet, mit dem Zusatze, wenn er sich nicht halten lasse, wolle ihn König Max in Pforzheim erwarten. Wilhelm lehnte sowohl seiner Nichte wie dem König Max gegenüber höflich und bestimmt jeden Aufschub ab; doch die an König Max gerichtete Depesche kam nicht rechtzeitig an, weil ein Gewitter die Telegraphenleitung unterbrochen hatte. So reiste der König am 18. August früh sechs Uhr ab und erreichte über Ulm und Stuttgart die letzte Bahnstation Pforzheim, ohne daß König Max dort gewesen wäre; wohl aber überbrachte ihm dort ein Adjutant einen Brief des Großherzogs von Mecklenburg mit der Bitte, nach Frankfurt zu kommen, um der Opposition gegen die österreichischen Reformanträge Halt zu geben. Wilhelm antwortete kurz, er biete ihr einen bessern Halt, wenn er nicht käme, und setzte zu Wagen die Reise nach Wildbad zum Besuche der Königin-Witve Elisabeth fort. Auch diese bat ihn, nach Frankfurt zu gehn, da sie sonst einen innern Krieg in Deutschland fürchte; der König aber entgegnete, ein solcher sei viel eher zu fürchten, wenn er dort dem Kaiser direkt opponiere, und auch Bismarck sprach mit ihr in diesem Sinne, sodaß sie jedes weitere Zureden unterließ. „Am nächsten Morgen“ aber, also am 19. August, meldete ein Telegramm, König Johann von Sachsen komme nach Baden-Baden, um dort mit seinem alten Freunde zusammenzutreffen und ihn doch noch zur Teilnahme am Fürstentage zu bestimmen. Die unmittelbare Veranlassung dazu hatte diesem eine Einladung der Königin Augusta geboten, die schon in Baden-Baden war. Um diesem neuen schwersten Angriff auf seinen Herrn womöglich auszuweichen, bestimmte Bismarck durch Hohenlohe die Königin Elisabeth zu der Aufforderung an den König, seinen Aufenthalt in Wildbad um einen Tag zu verlängern. Tatsächlich blieb Wilhelm nur bis zum Nachmittage des 19. August (wahrscheinlich hatte er ursprünglich schon am Vormittage reisen wollen) und fuhr dann bei trübem Wetter über Calmbach, Herrenalb, Gernsbach mit Extrapost nach Baden-Baden, eine Entfernung von etwa 30 Kilometern, die er in drei bis vier Stunden

zurücklegen konnte. Über diese Fahrt sind die Angaben Bismarcks und Hohenlohes nicht leicht zu vereinigen. Bismarck erzählt (Gedanken und Erinnerungen I, 340), er sei allein mit dem König „im offenen kleinen Wagen“ über das Gebirge gefahren und habe mit ihm der Leute auf dem Bocke wegen die Unterhaltung über die deutsche Frage französisch geführt. Nach Hohenlohe fuhr dieser mit dem König bis Gernsbach, wo schon bei Dunkelheit und feinem Regen die Pferde gewechselt wurden; dort, erzählt er, habe ein Lakai dem König gemeldet, Königin Augusta sei ihm von Baden-Baden aus entgegengefahren (10 Kilometer); der König sei darauf in ihren Wagen gestiegen und habe dort zu seiner Überraschung den König von Sachsen und die Großherzogin von Baden getroffen, Hohenlohe aber sei mit Bismarck und Alvensleben stumm und resigniert hinterdrein gefahren und erst „sehr spät,“ als sich die Herrschaften schon zurückgezogen hätten, in Baden-Baden eingetroffen. Daß der König die eine Strecke mit Bismarck, die andre mit Hohenlohe gefahren ist, darf man wohl annehmen, auch daß Königin Augusta, um auf ihn ungestört einzuwirken, ihm die letzte Strecke entgegengefahren ist; aber die beiden andern Herrschaften, die sie in derselben Absicht bis Gernsbach begleitet haben sollen, hat Hohenlohe selbst gar nicht gesehen, und andre Angaben widersprechen dieser Erzählung. Vielmehr traf Wilhelm den König Johann, der mit Beust schon am Nachmittag in Baden-Baden angekommen war, erst am Abend im Salon seiner Gemahlin und seiner Tochter, und hier überreichte ihm Johann das Einladungsschreiben nach Frankfurt. Beust aber, der schon am Nachmittag Bismarck in dessen Quartier im Stephanienbad (an der Doss gegenüber der Lichtenthaler Allee) vergeblich aufgesucht hatte, fand ihn dort „schon spät am Tage,“ speiste mit ihm zu Abend und besprach dabei mit ihm natürlich vor allem die Frankfurter Einladung, ohne irgend etwas auszurichten.

Über die Ereignisse des entscheidenden 20. August ergänzen die Mitteilungen der verschiedenen Seiten einander. Am Vormittag hatten beide Könige eine einstündige Unterredung, die ebensowenig zu einer Einigung führte wie die gleichzeitige Besprechung ihrer beiden Minister. Doch wurde eine zweite Zusammenkunft beider Monarchen für den Abend verabredet. König Wilhelm wäre herzlich gern der Einladung seiner fürstlichen Genossen gefolgt; „dreißig Fürsten als Einlader und ein König als Kurier, wie kann man da ablehnen!“ rief er, als er sich nachher mit Bismarck besprach, aber dieser erklärte, er gehe nach Frankfurt mit ihm nur als sein Schreiber, nicht mehr als sein Minister. Den ganzen Tag über kämpfte Wilhelm einen schweren Kampf zwischen seiner Herzensneigung und seiner Königspflicht; erst am Abend fiel die schwere Entscheidung. Da waren die fürstlichen Herrschaften — und nur sie — zum Tee bei der Großherzogin versammelt. Bei dem neuen Drängen wurde der König ernstlich unwohl und kehrte etwa um elf Uhr nach Meßmers Hotel zurück. Dorthin wurde erst der Arzt gerufen, dann Bismarck; zugleich bestellte König Johann für den nächsten Morgen sechs Uhr einen Extrazug, immer noch in der Hoffnung, den König Wilhelm mit sich nach Frankfurt zu führen. So traf Bismarck seinen Herrn, vor Aufregung außer sich, ja in Weinkrämpfen

auf dem Sofa liegend. Aber er entschloß sich jetzt endgiltig, er selbst schrieb mit zitternder Hand den Abfagebrief an König Johann und sank tief aufatmend in den Stuhl zurück, als er gesiegelt war. Es war um Mitternacht, als Bismarck dieses Schreiben seinem Kollegen Beust überbrachte, der erst aus dem Schlafe geweckt werden mußte. In ihm kochte die Aufregung, sie brach stürmisch hervor, als Beust davon sprach, den Extrazug abzubestellen, also neue Versuche zur Umstimmung des Königs in Aussicht stellte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, fuhr Bismarck heraus, daß wenn morgen früh sechs Uhr der Extrazug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um acht Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bett aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen andern Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hereinzulassen.“ Beust bemerkte, das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da brauste Bismarck in höchster Erregung auf: „Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgiltig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt Ihr ihn schon krank gemacht. Morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt Ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert (1857). Daß Ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, so lange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopf.“ Damit trennten sich beide Männer. In seinem Quartier angelangt (das ist das wahrscheinlichste), zerschmetterte Bismarck ein Service; „ich mußte etwas zerstören, sagte er, jetzt habe ich wieder Atem.“ Am nächsten Morgen früh sechs Uhr ging der Extrazug ohne König Wilhelm ab.

Dieser hatte von den nächtlichen Vorgängen zunächst nichts erfahren. Als sich Hohenlohe nach neun Uhr früh zu ihm begab, fand er ihn „sehr angegriffen vor einer Tasse Kaffee sitzen, in der er gedankenlos mit dem Löffel herumrührte, ohne zu frühstücken.“ Er klagte, „er habe gar nicht geschlafen. Der Gedanke, sich mit allen seinen Standesgenossen, Bettern, Neffen und Freunden zu verfeinden und an der Spitze einer Nation zu stehen, auf die er sich nicht verlassen könne, die in allen Zeitungen alles angreife, was er tue, dieser Gedanke habe ihn nicht schlafen lassen.“ Als Breden nichts fruchtete, kam Hohenlohe der glückliche Einfall, dem König einen Besuch seiner Bataillone in Rastatt vorzuschlagen. Wie elektrisiert rief der König: „Das ist ein guter Gedanke!“ Er fuhr am nächsten Tage nach Rastatt zur Inspizierung der vier Bataillone und kam wie umgewandelt zurück. Die Zustimmung der preußischen Presse zu seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Fürstentage und dessen Ergebnislosigkeit bestärkten ihn noch mehr auf dem in Gastein und Baden eingeschlagenen Wege. (Vgl. dazu außer den schon zitierten Quellen Hassel, König Albert von Sachsen, II, 137 ff. Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten, I, 332 ff. Von der erregten Abendzene mit Beust hat Bismarck selbst schon gesprächsweise in Reims am 11. September 1870 und später — 18. Oktober 1877 — in Barzin kurz erzählt, s. M. Busch, Tagebuchblätter, I, 187 f. und II, 405 und die dort angeführten Parallelfstellen.)

Hohenlohe sagt, an jenem 20. August sei ihm Bismarck am größten erschienen, denn er habe damals fast ganz allein gestanden. Aber würde er

seine Politik damals haben durchführen können ohne diesen charakterstarken König, der unter den schwersten Kämpfen, im Widerspruche mit seiner ganzen Umgebung und seiner innersten Neigung an dem festhielt, was ihm einmal als das Richtige erschienen war? Und die schwereren Kämpfe hat damals er bestanden; er hat sich damals in der Tat als ein „großer Charakter“ gezeigt.



## Dom Avancement



enn unsre Reichstagsabgeordneten weiter verhindern, daß sich das Avancement im Landheer in einem schnellern Tempo bewege, wäre es zum mindesten leichtsinnig, seinen Sohn heutzutage Offizier werden zu lassen, ihn einer Laufbahn zuzuführen, wo er nach sechzehn Jahren zum erstenmal in eine verantwortliche Stelle kommt und nach weitem zwölf harten Jahren vielleicht Stabsoffizier wird mit der Aussicht, als Bezirkskommandeur sein militärisches Dasein zu beschließen. Soweit bringt es aber nicht einmal die Hälfte aller Offiziere; die andern scheiden vorzeitig mehr oder weniger freiwillig aus und tragen wenigstens auf diese Weise etwas zur Belegung des Avancements bei. Wer in höhere Stellungen gelangen will, kann es — wenn er nicht wenigstens einmal wegen besonderer Leistungen vorpatentiert wird — nur noch auf dem Wege durch den Generalstab oder die höhere Adjutantur erreichen; denn diese Offiziere erfreuen sich bis zum Stabsoffizier der Beförderung außer der Tour. Sonst wären Majore von achtunddreißig und Obersten von sechsundvierzig Jahren nicht denkbar. In der großen Tour — auch Ochsentour genannt — werden diese Grade durchschnittlich erst sieben bis acht Jahre später erreicht. Da das Alter von vierundfünfzig Jahren für einen Regimentskommandeur aber für zu hoch gilt, als daß er noch Ersprießliches leisten könnte, so erreichen dieses Ziel auch nur Offiziere, die entweder vorpatentiert sind, oder die in einem sehr jungen Alter in die Armee getreten sind. Der Grundsatz, möglichst junge Offiziere in den so überaus wichtigen Regimentskommandeurstellen zu haben, ist gewiß berechtigt, und wenn dauernd im Frontdienste verwandte Offiziere durch die Eiformigkeit einer länger als dreißigjährigen Praxis häufig abgestumpft werden, so können sie nicht immer ideale Regimentskommandeure abgeben; aber viele sehr rege und strebsame wären wohl dazu befähigt, wenn sie nicht durch die gesetzlich zwar nicht festgelegten, tatsächlich aber doch bestehenden Altersgrenzen von einer weitem Beförderung ausgeschlossen wären. So sehr man auch bei einem Offizier die Jugend und eine längere vielseitig anregende Tätigkeit bei höhern Behörden schätzen muß, so ist doch auf der andern Seite das Bedenken, daß solche Herren der Praxis zu früh und zu lange entzogen werden und allmählich die Fühlung mit der Truppe und ihrer Eigentümlichkeit verlieren.

Leider gilt der Frontdienst, namentlich bei der Infanterie, jetzt gar nicht mehr für fair; es klagen schon junge, kaum fünf Jahre im Dienst stehende